

Hans-Joachim Wildner

# Der Schlüssel von Schielo

Die Fluchtafel

Pro**libris** Verlag

Marie erschrak, als sie plötzlich merkte, sie würde in die Tiefe stürzen. Es war, als täte die Erde sich auf. Reflexartig versuchte sie, mit den Händen irgendetwas zu greifen, woran sie sich festhalten könnte. Sie griff ins Leere. Angst und Panik überkamen sie. Was war denn nur geschehen? Und dann fiel sie. Wohin? Halt suchend, ruderte sie mit Armen und Beinen, rang nach Luft, wollte schreien. Vergebens. Keinen Ton brachte sie aus ihrem weit aufgerissenen Mund.

Hilflos sank sie in dieses endlose Nichts. Das blanke Entsetzen lähmte ihre Sinne. Die Glieder wurden starr. Ihr Körper war von einem schrecklichen Schmerz durchzogen. Sie fiel – schwerelos – konnte nicht mehr denken.

Irgendwann fühlte sie einen kalten Boden unter ihren nackten Füßen. Sie schaute nach unten und sah sich auf einem Mosaiksteinboden stehen. Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie und vertrieb die Panik und den Schmerz. »Ich falle nicht mehr«, ging es ihr durch den Kopf. Sie konnte wieder denken, aber längst nicht begreifen, was hier eigentlich mit ihr geschah. Wie konnte es sein, dass sie heil hier angekommen war? Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu. Ängstlich blickte sie sich um und erkannte im düsteren Licht schemenhaft die Wände eines großen Raumes. Er musste wirklich riesig sein, wie eine Halle, denn sie stand weit weg von den Mauern. Hoch über ihr wölbte sich eine silbern glänzende Decke, in der sie nur undeutlich das verzerrte Spiegelbild des Bodens erkennen konnte.

Plötzlich wurde die Halle von einem flackernden Licht erhellt. In einem wuchtigen Kamin, weit vor ihr an der Wand, loderte ein Feuer auf. Kerzen auf prächtigen, schmiedeeisernen Wandarmen entzündeten sich wie von Geisterhand. Nun war Marie in der Lage, die ganze Größe des Raumes zu erfassen. Er wirkte wie ein riesi-

ges Kirchenschiff. Das hohe Gewölbe wurde von schweren Säulen getragen. Dazwischen thronten auf halbhoheren Sockeln dämonenhafte Statuen mit Fratzens Gesichtern, die im Licht der Kerzen und des Kaminfeuers gespenstische Schatten auf den Boden und die Wände warfen. Das Mosaikbild des Fußbodens konnte Marie nicht deuten, es sah aus wie eine seltsame Landschaft aus der Vogelperspektive. Marie hatte das Gefühl, über dieser Szenerie zu schweben.

In einigem Abstand vor dem Kamin stand ein wuchtiger, reich verzierter Schreibtisch aus dunklem Holz, auf dem ein schweres Buch aufgeschlagen lag. Und davor, saß da eine Gestalt? Oder war es nur ein Schatten? Nein, es sah aus wie der finstere Eingang eines Tunnels in den Umrissen eines Monsters. Marie wich vor Schreck einen Schritt zurück, als sie darin eine fremdartige Kreatur erkannte. Sie hatte weder Gesicht noch Körper, war nur ein schwarzes Etwas. Sie hatte den Eindruck, durch sie hindurch in eine unendliche Leere zu blicken, ins Nichts, in einen endlosen Abgrund. Marie schauderte es.

«Du bist auserwählt», sagte die Gestalt mit ruhiger, aber kräftiger Stimme, «du gehörst jetzt mir.» In dem hohen Raum klang es so, als würde sie von der Kanzel einer Kathedrale sprechen.

Marie wollte zurückweichen, ihre Beine fühlten sich jedoch an wie Betonklötze. Sie kam nicht von der Stelle.

«Ich bin Luzifer. Komm näher!» Die Kreatur streckte ihr die Hand entgegen und winkte sie heran. «Komm! Hab keine Furcht.» Marie rührte sich nicht. Es graute ihr vor diesem unbegreiflichen Wesen. Was kann das nur sein, dachte sie. «Du wirst gehorchen.» Die Stimme wurde härter. Marie spürte plötzlich eine Kraft im Rücken, die sie nach vorne schob. Sie stemmte sich dagegen, konnte sich aber nicht widersetzen. Als sie vor ihr stand, erhob die Kreatur sich aus dem hölzernen Sessel, nahm das Buch und hielt es ihr vor. Sie erkannte eine Liste mit Namen, in dunkelroter Tinte oder Farbe. «Sie sind mit Blut geschrieben», sagte

Luzifer, «dein Name wird darunter stehen, mit deinem Blut, damit der Bund geschlossen ist.»

Marie war gelähmt vor Angst und schaute gebannt zu ihm auf. Ihr Mund wurde ganz trocken, und sie zitterte. Luzifer schaute nach oben und brüllte:

*«Was meine Besinnung,  
dich zu verdammen,  
zu nutzen die Gabe,  
den Blitz und die Flammen,  
andren zum Schaden,  
ist nun deine Bestimmung.»*

Die Halle vibrierte. Marie hielt sich die Ohren zu. Das Feuer und die Kerzen loderten hell auf. Plötzlich zuckte sie zusammen. Im rechten Zeigefinger spürte sie einen brennenden Stich. Ihre Fingerspitze blutete aus einer offenen Wunde.

«Schreib deinen Namen in dieses Buch!», dröhnte es gebieterisch aus des Teufels Kehle. Willenlos setzte Marie ihren blutenden Finger auf das Papier und schrieb jeden Buchstaben unter Schmerzen. Sofort durchzog ein Brennen ihren Körper, und eine seltsame Energie durchströmte sie. Wie von selbst breiteten sich ihre Arme aus, und ihr Blick ging nach oben. Sie traute ihren Augen kaum. An der gewölbten Decke entstand aus der verzerrten Spiegelung des Mosaikbodens ein erkennbares Bild. Marie sah einen Berg, der ihr bekannt und vertraut vorkam: Es war das Brockenplateau, und sie schien vor dem Hexenaltar zu stehen. Gebannt starrte sie hinauf.

Dann verlor sie auf einmal wieder den Boden unter den Füßen und stürzte erneut in die Tiefe. Marie schrie so laut sie konnte.

Das Licht ging an. Marie saß mit Herzrasen im Bett und hielt ihren blutenden Finger. Er tat fürchterlich weh. Schweißtropfen rollten von ihrer Stirn und vermischten sich mit den Tränen, die in ihren Augen standen.

«Marie, mein Schatz, was ist denn?» Ihre Mutter kam zur Tür herein, setzte sich zu ihr und nahm sie in die Arme. Marie legte den Kopf auf ihre Schulter, weinte laut auf und schluchzte. Es tat gut und befreite von der Angst und dem Schmerz.

«Es ist alles in Ordnung, Liebes. Du hast nur geträumt», versuchte ihre Mutter, sie zu beruhigen. Dann sah sie das Blut an Maries Hand und auf dem Bettlaken.

«Oh, Schatz, du blutest ja, was ist passiert?», fragte sie und hielt rasch ihre Hand unter Maries, damit nicht noch mehr aufs Bett tropfte. «Lass uns gleich ins Bad gehen, wir müssen den Finger verbinden.»

Sie gingen zusammen die Treppe hinunter. Die Hand ihrer Mutter war bereits voller Blut. Unten im Flur stand Maries Vater im Schlafanzug und Hauslatschen.

«Was ist denn los?», fragte er gähmend und kratzte sich in den strubbeligen, schon leicht ergrauten Haaren, «wie spät ist es?»

«Schnell, Torsten, hol den Verbandkasten aus dem Schrank. Marie blutet. Wir brauchen ein Pflaster.»

«Wieso blutet sie, was um Gottes Willen ist passiert?», er war nun hellwach, lief ins Bad und kramte das Verbandszeug aus dem Badezimmerschrank. Einige Toilettenartikel fielen dabei polternd zu Boden. Marie hielt ihren Finger über das Waschbecken, ihre Mutter drehte den Hahn auf. Das Wasser verfärbte sich rot.

«Ein Pflaster reicht nicht», sagte ihr Vater, «die Wunde muss richtig verbunden werden.» Er kramte in dem Holzkästchen herum und holte eine Mullbinde und Wundauflagen heraus. Dann

tupfte er die Verletzung vorsichtig mit Desinfektionsmittel ab und legte einen Verband an. «Alles okay, Kleines?», fragte er Marie und strich ihr mit der Hand über das feste, leicht rötlich schimmernde Haar, das sie immer ziemlich kurz trug.

«Ja, ja, Papa, geht schon.»

«Und du, Heike?» Er sah seine Frau an, die ziemlich blass im Gesicht geworden war. «Setz dich auf den Hocker, damit du nicht noch aus den Latschen kippst. Ich mach das hier.»

«Ich kann einfach kein Blut sehen, Torsten», sagte sie und setzte sich auf den Hocker.

«Sooo, fertig.» Zufrieden betrachtete Maries Vater den Verband. «Sieht doch ganz ordentlich aus, oder? Tut's noch weh?»

Marie hielt ihren dick verbundenen Zeigefinger hoch. «Es puckert ein bisschen», antwortete sie, sah dabei in den Spiegel und erschrak. Was war mit ihren Augen geschehen? Ein seltsam heller, leuchtender Glanz lag darauf. Marie rieb sie mit den Händen und schaute noch einmal hin. Es veränderte sich nichts. Sie blinkerte ein paar Mal. Keine Veränderung. Dann drückte sie die Lider ganz fest zu und öffnete sie wieder. Das Leuchten blieb.

Marie beugte sich zu ihrer Mutter, die noch bleich dasaß und fragte mit zittriger Stimme: «Mama, ist da etwas mit meinen Augen?»

«Was soll damit sein, Kleines? Nein, da ist nichts. Du hast wunderschöne blaue Augen, nur etwas verweint.»

Maries Herz klopfte wieder schneller. Sie konnte es nicht verstehen. Ihre Mutter musste das doch auch sehen.

«Papa? Guckst du mal?»

Ihr Vater nahm zärtlich ihren Kopf zwischen seine Hände und schaute sie mit einem Lächeln an. «Hasilein, du hast die schönen Augen deiner Mutter. Es ist alles in Ordnung damit. Ich mache mir eher Sorgen um deine Verletzung. Wie ist das denn nur passiert?»

«Ich weiß es nicht», antwortete Marie mit weinerlicher Stimme, «wirklich nicht. Ich hatte einen Alptraum, der mir große Angst gemacht hat. Dann war da dieser Schmerz und ich bin aufgewacht.»

«Wovon hast du geträumt?», wollte ihre Mutter wissen.

«Ich kann mich nicht erinnern.» Marie legte ihren Kopf auf Torsens Schulter und schluchzte leise.

«Nun lass mal gut sein», sagte ihr Vater ruhig und drückte sie an sich, «vielleicht hast du dir im Schlaf auf den Finger gebissen. So was soll ja vorkommen. Lasst uns jetzt wieder ins Bett gehen. Morgen ist dein Geburtstag, und zur Schule musst du auch.»

«Morgen ist schon heute», wandte ihre Mutter ein, «es ist bereits nach Mitternacht.» Sie nahm Marie in den Arm. «Herzlichen Glückwunsch zum 13. Geburtstag, mein Schatz.» Sie gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

«Na ja, es sieht ja nicht so aus, als sei 13 deine Glückszahl, nach diesem nächtlichen Blutbad», flachste ihr Vater, «trotzdem, auch von mir alles Liebe, mein Kleines. Geschenke gibt's aber erst nach dem Frühstück.»

Ach ja. Ihr Geburtstag, den hatte sie in der Aufregung ganz vergessen. Bei dem Gedanken fühlte sie sich besser.

Maries Mutter holte frische Bettwäsche, ging mit ihr nach oben und bezog das Bett neu. Marie konnte jedoch nicht gleich einschlafen. Was war nur mit ihren Augen?

Durch die Schlitzte der Jalousie fiel Sonnenlicht in Mariens Zimmer und zeichnete ein Streifenmuster auf den Boden und das gegenüberliegende Wandregal, was ziemlich überfüllt war mit Büchern, Spelekartons und Plüschmonstern. Von der alten Wandpendeluhr, die Marie von ihrer Großmutter Hilde geerbt hatte, klang ein zartes «Bimm», das eine halbe Stunde verkündete. Marie sah auf den Digitalwecker, der auf dem Nachttisch stand. Erst halb Sieben. Gut, ging es ihr durch den Kopf, genug Zeit, um ohne morgendlichen Stress zum Schulbus zu kommen.

Sie gähnte ausgiebig und reckte sich. Ihre Augen fielen ihr plötzlich wieder ein. Sie zog die obere Schublade ihres Nachttisches auf und holte einen runden Handspiegel heraus. Den brauchte sie manchmal, um vor dem Schlafengehen etwas Salbe auf die Pickel aufzutragen, die sie in letzter Zeit häufiger ärgerten. Sie zauderte etwas, bis sie hineinsah. Es hatte sich über Nacht nichts verändert. Immer noch dieser auffallend schimmernde Glanz in den Augen. Wenn sie nur nicht so leuchten würden, sähen sie ganz schick aus und andere Mädchen würden mich darum beneiden, dachte Marie, aber es scheint ja außer mir niemand zu sehen. Mama und Papa hätten es doch sonst bemerken müssen. Warum sehen sie es nicht? Marie war ziemlich verstört und unterdrückte die aufkommenden Tränen. Sie hatte keine Erklärung dafür, und das machte ihr große Sorgen. «Hoffentlich geht das bald wieder weg», sagte sie zu ihrem Spiegelbild. Marie fühlte sich nicht krank dabei, ganz im Gegenteil, eher frisch und munter, und gucken konnte sie genauso gut wie immer.

Sie stieg aus dem Bett, schlüpfte in ihre Hauslatschen und ging die Holzterapie hinunter. Es roch nach Kaffee und Toast. Als Marie die Küche betrat, stellte ihre Mutter die Kaffeekanne auf dem Tisch ab und drehte sich zu ihr um. «Guten Morgen, Geburts-

tagskind», begrüßte sie Marie, drückte sie und strich ihr sanft durch das strubbelige Haar. Ihr Vater, der auf der Eckbank unter dem Küchenfenster saß, legte die Zeitung zur Seite, stand auf und umarmte Marie ebenfalls. «Alles Gute für dich, mein Schatz. Was macht dein Finger?»

«Tut nicht mehr weh», beruhigte sie ihn.

«Schön», sagte Torsten. «Geh und mach dich erst mal fertig und hinterher seh ich mir deinen Finger noch einmal an.» Marie ging ins Bad und wickelte den Verband ab. Die Wunde sieht aus wie der Buchstabe L, stellte sie nebenbei fest. Ein Pflaster würde jetzt reichen, denn sie hatte sich gut verschlossen. «Eine kleine Narbe wird wohl bleiben und dich immer an diesen besonderen Geburtstag erinnern», meinte ihr Vater später, als er sich den Finger ansah. Wie Recht er damit hatte, konnte er zu diesem Zeitpunkt kaum erahnen.

«So, nun lasst uns erst einmal frühstücken», schlug Heike vor, «und danach wartet eine Überraschung auf dich, Marie. Torsten steckst du bitte die Kerze für Marie an?», bat sie ihn im gleichen Atemzug. Vor Maries Platz stand eine weiße Geburtstagskerze in einem kleinen Porzellanständer, der mit einem Kranz aus künstlichen Blumen geschmückt war. Heike legte großen Wert auf solche Rituale. «Besondere Anlässe brauchen auch einen besonderen Rahmen», sagte sie.

«Oder eine besondere Kerze», scherzte Torsten und kramte eifrig in einer Schublade herum. «Wo ist denn das Feuerzeug?»

«Sonst lag es doch immer im Schrank», wunderte Heike sich, «in der linken Schublade oben.»

«Ja, sonst, aber heute leider nicht. Wo hast du es wieder hingelegt?»

«Wieso ich? Wer braucht es denn meistens? Du musst mal richtig gucken!», verteidigte sich Heike und war auf dem Weg zum Küchenschrank. Nun wühlten beide in den Schubfächern herum, konnten aber weder Streichhölzer noch Feuerzeug finden. Typisch

Mama und Papa, schmunzelte Marie in sich hinein und sah die Kerze vor sich an. Ein Licht, das nicht brennt, dachte sie, wirkt so leblos, wie ein Kamin ohne Feuer.

Dann passierte es. Für einen kurzen Augenblick spürte Marie ein leichtes Kribbeln in den Augen. Es fühlte sich an wie ein schwacher elektrischer Strom, der aus ihnen herausfloss. Für einen Moment sah sie alles in ihrem Blickfeld viel heller und klarer. Es war nicht unangenehm, nur fremdartig und seltsam. Als das sonderbare Kribbeln abrupt endete, brannte plötzlich die Kerze. Marie starrte sprachlos auf das züngelnde Flämmchen vor ihr. Sie schluckte. Das gibt es doch nicht, durchfuhr es sie, vielleicht war das eine Trickkerze, die Papa sich als Geburtstagsspaß ausgedacht hatte. Manchmal überraschte er ja Marie oder ihre Mutter mit solchen lustigen Spielchen, so wie neulich, als er Marie mit einem Trickwürfel, der nur Sechsen würfelte, beim Kniffeln verblüffte. Ja, das musste es sein. Marie lachte. «Eh, super Papa, wie hast du das gemacht.»

«Was gemacht?» Er unterbrach das Suchen und sah zu Marie, die auf die brennende Kerze zeigte. «Du kleiner Schlawiner, du. Hast das Feuerzeug versteckt, und wir suchen uns schwindelig. Na, dann können wir ja endlich frühstücken», sagte er und setzte sich zurück auf die Eckbank.

«Nun tu mal nicht so, Papa, ich kenne dich doch. Das war wieder einer deiner Scherzartikel. Gib's zu!» Heike brachte den Kaffee und eine Tasse Kakao für Marie.

«Diesmal wirklich nicht, ehrlich. Aber das Feuerzeug legst du nachher wieder an seinen Platz. Okay?», antwortete er, nahm sich eine Scheibe Toast, angelte mit der Messerspitze etwas Honig aus dem Glas und bestrich sie damit.

«Ich habe aber kein ...» Marie sprach nicht weiter. Sie griff das Honigglas und tauchte einen Löffel hinein. Dann ließ sie den Honig in Kringeln auf ihren Toast fließen und kam ins Grübeln über die wundersame Kerzenflamme.